In Berlin, also spätestens im Jahre 1855, notierte sich Gottfried Keller unter anderem die beiden Stichworte: Wiedertäufer, Die Kindernarren. Das ist die erste Spur der Novelle „Ursula" und offenbar zugleich der „Anreiz der Darstellung". Die Ueberschrift des Blattes „Seldwyla II" und die Nachbarschaft von Notizen zum Dietegen, zum Verlorenen Lachen und zu den Mißbrauchten Liebesbriefen zeigen deutlich, daß auch die Ursula ursprünglich in Seldwyla spielen sollte. Im Lauf der Jahrzehnte aber wurde die Teilnahme des Dichters für die „auf den Bergnebel gemalte ideale Stadt" erheblich geschwächt und auf den historischen Boden seiner Vaterstadt gelenkt. Als er im Jahre 1874 für die neue vermehrte Ausgabe der Leute von Seldwyla die kleine Nachernte hielt und die alte Sammlung noch um fünf Erzählungen aus den guten, lustigen Tagen der Stadt vermehren konnte, da fand er, daß die Seldwyler jetzt aussähen wie andere Leute und daß sich nichts mehr unter ihnen ereignete, was der beschaulichen Aufzeichnung würdig wäre. Der Plan zu den Seldwyler Geschichten war eben in der Ferne und vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren gefaßt, und beinahe zwanzigjährige Seßhaftigkeit in der Heimat hatten mit der im Alter wachsenden Vorliebe für die Wirklichkeit den Gesichtspunkt des Dichters merklich verschoben. Dazu waren im Laufe der Zeit die verschiedensten Anregungen zur Behandlung der heimischen Geschichte gekommen. Noch in Berlin hatte er Melchior Schulers Handbuch der Schweizergeschichte „Die Taten und Sitten der Eidgenossen" gelesen und sich aus dem ersten und dritten Bande die Quellen für seinen Dietegen notiert. Im Jahre 1859 beauftragte ihn die Züricher Schulsynode mit der Bearbeitung einer Volks-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schrift: Geschichte der schweizerischen Helvetik, von der aber, wie Baechtold vermutet, wohl kaum eine Zeile niedergeschrieben worden ist. Ebensowenig unmittelbare Wirkung hatte zwei Jahre später die Aufforderung eines Berliner Freundes zur Abfassung einer Volksgeschichte, zu einer Schilderung der Natur des Schweizervolkes nach dessen innerer und äußerer Entwicklung (Baechtold II, 319). Von den wenigstens geplanten Gedichten des Jahres 1860 sollte eines den Besuch der Herzogin von Parma beim eidgenössischen Schützenfest in Zürich am 11. Juli 1859 in fünffüßigen Jamben schildern, ein anderes wiederum aus Schuler geschöpftes Motiv sollte den Friedensschluß nach dem alten Zürichkrieg im Jahre 1446 behandeln. Wirklich ausgeführt aber wurde in der ersten Hälfte desselben Jahres die älteste der Züricher Novellen: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", um vorläufig in Auerbachs Volkskalender auf das Jahr 1861 zu glänzen. Ehe er sich in vergangene Zeiten versenkte, hielt sich Keller eben noch lieber an das lebendige Leben. Er wollte Saiten rühren, die noch tönten; er hielt es, wie er seinem Arbeitgeber schrieb, für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft, soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja so seien sie, und so gehe es zu. Derselbe Brief vom 25. Juni 1860 bestimmt aber schon der neuen Erzählung ihren Platz in der künftigen Sammlung: „Ich habe vor, wenn der Herr will, wie die Mucker sagen, nach und nach eine Reihe Züricher Novellen zu schreiben, welche, im Gegensatz zu den Leuten von Seldwyla, mehr positives Leben enthalten sollen. Zu diesen soll dann auch die Fähnlein-Geschichte kommen." In den Züricher Novellen hat auch die Ursula schließlich ihren Platz gefunden.

Die Absicht, unsere Erzählung den Züricher Novellen einzuverleiben, wird erst spät, im Jahre 1875, ausgesprochen. Was der Dichter damals zur Umarbeitung aus alten Papieren hervorholte, war eben jene alte Seldwyler Geschichte, Hansli Gyr, die nach Baechtolds Bericht im Som-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mer 1877 durch Aenderungen und starke Streichungen zur historischen Novelle Ursula wurde. Sie hat also eine ähnliche Entwicklung durchgemacht, wie das auch sonst mehrfach verwandte Verlorene Lachen, das durch hinzutretende Erlebnisse zum Kulturbilde wurde und schon bedenklich aus dem Rahmen der Seldwyler Erzählungen herausdrängt. Es sind übrigens dieselben Erlebnisse, die auch der Ursula zugute kommen sollten. Wir wissen — wiederum durch Jakob Baechtold —, daß Gottfried Keller eine neue, harmlosere Auflage der Wiedertäufer in seiner nächsten Umgebung kennen lernte, indem seine Züricher Hausgenossen, Frau Anna Marti und ihr Töchterchen Bäbeli, zur Sekte der Neutäufer gehörten, und daß die Szene in der Teufelsküche am Albis, wo Frau Ursula und das zweijährige Agathchen in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen werden, buchstäblich wahr ist. Dies früheste Erlebnis, das in dem angeschobenen Motiv im Verlorenen Lachen seine vorläufige dichterische Gestaltung gefunden hat, ist dann durch die historische Lektüre reich befruchtet worden, und so weist der letzte Satz der Ursula, wie wahrscheinlich auch im Dietegen, auf die erste Anregung hin. Uebrigens ist auch die Polemik gegen die modernen philosophischen Theologen in der letzten Seldwyler Geschichte naturgemäß noch in der Ursula wirksam. Die einfache, ganz auf das göttliche Wort gegründete Predigt Zwinglis kam dem Dichter gerade recht, um nochmals einen guten Streich zu führen gegen jene Priester des Tabernakels des Unbestimmten: „Von dem festen Grunde der Erde“, so beginnt in wohlgefügter Periode die Schilderung von Zwinglis Predigt in der Ursula, „erhoben sich die Pfeiler und Giebel des Werkes in die Höhe der übersinnlichen Welt, bis sie wie lauterer Krystall in den krystallenen Aether tauchten, ohne die Umrisse zu verlieren, und die Baumeister standen nicht wie willkürliche Macher hinten in einer geistigen oder körperlichen Sakristei, sondern mitten im Tempel und blickten, selber leidend, hoffend und vertrauend, siegend oder untergehend, in die Höhe, die vom

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dunste des Priesterheidentums, soweit das Zeitalter es erlaubte, gereinigt war. Aber die Religion blieb die alte und wurde nicht zu einer mythologischen Literatur, welche, über eine philosophische Formel gespannt, mit mehr oder weniger Kunstfertigkeit gespielt werden kann, wie ein anderes Instrument." — Ueberhaupt ist in der Ursula manches poetisch ausgereift, was im Verlorenen Lachen noch unfertig und als ein Fremdkörper daliegt. Zuerst hatte Keller in dieser Novelle, wie er sich selbst ausdrückt, nur einen burlesken Festlumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist. Nach den Bewegungen des Jahres 1868 kam das politische, 1874 das religiöse Motiv hinzu. Der Dichter benutzte den Grundstock einer andern projektierten Novelle — sollte das der Hansli Gyr sein? —, um ein großes Mittelstück einzusetzen und das Ganze zu heben. Er fühlte wohl, daß das Kultur- und Gesellschaftsbild zu einem selbständigen Roman auszuspinnen gewesen wäre. Was der ganzen Geschichte fehlt, hat Emil Kuh sofort richtig gesehen. In seinem Briefe vom 12. Dezember 1874 hat er daran auszusetzen, „daß die zweite Hälfte nicht in dem Maße anekdotisch verkörpert ist, wie die erste . . . Das Sittenbildliche verschattet ein bißchen das Psychologische; ein paar Zweige des Nußbaums hätten abgeschnitten oder gestutzt werden und das Wohnfenster freier machen sollen. . . Diese Novelle ist zugleich die einzige der Sammlung, welche fragwürdig in die Zukunft hinausschaut. Doch nicht aus dem Grunde, weil die Verkürzungen der Novelle anstatt der Ausbreitung der Romanform eingetreten, sondern weil der Charakterstoff der zwei Menschen nicht gänzlich aufgebraucht worden ist." Was aber das Verhältnis Jukundis zu Justine trübt, ist im Grunde dasselbe, was den Hansli Gyr von seiner Ursula trennt. Jene hatte in der neuen Kirchenkultur den einzigen Halt gefunden; ihr Mann bricht in offener Auflehnung dagegen los. „Sie hielt ihn dem Pfarrer gegenüber für unwissend und unzulänglich, für einen Unglücklichen! Das Unheil eines Glaubenszwiespaltes in Verbindung mit einem beginnenden häuslichen Unglück war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

plötzlich da, mitten in der so erleuchteten und wohlredenden Kirchenwelt." Daß die jungen Eheleute in diesem Punkte Vorläufer von Hansli und Ursula sind, ist augenfällig und auch irgendwo schon ausgesprochen; ob freilich in der Zwingli-Novelle der Charakterstoff nun schließlich aufgebraucht werden sollte, darüber müssen wir noch das Urteil Theodor Storms hören.

Am 25. Dezember 1875, also mindestens zwanzig Jahre nach der Notiz auf dem Berliner Blatt, spricht Keller zum erstenmal von dem Plan, ein kleineres Stück aus der Reformationszeit auszuarbeiten, um die Züricher Novellen in zwei Bändchen erscheinen lassen zu können und zugleich zu dem 13., 14., 18. und 19. Jahrhundert das 16. zu gesellen. Er will vorläufig die Meinung des Buchhändlers Weibert hierüber abwarten; mit Gewalt fabrizieren will er nicht. Nachdem er aber im Juli 1876 in der Ratssitzung sein letztes Protokoll verlesen und sich dann einen neuen staatsmäßigen Schlafrock gekauft hatte, soll die erste Arbeit der neuen Muße die Vollendung der Züricher Novellen sein. Die Werkstatt des Meisters auf dem Bürgli bleibt uns nun leider verschlossen; nur daß er vom Mai bis Juli 1877 das neue Bändchen mehrfach auf den Herbst verspricht, können wir aus kärglichen Briefstellen buchen. Im August aber ist er in voller Arbeit. Die Rundschauhefte werden für die Buchausgabe auseinandergeschnitten, zwischen Kaffeekochen, Milchsieden, Katzenfüttern „und dergleichen Schweinereien mehr" wird der Novellenband abgeschlossen, um noch auf den Weihnachtstisch zu kommen. Abgeschlossen, aber nicht vollendet, wie wir aus des Dichters eigenem Munde wissen. Die Züricher Novellen haben ihrem Verfasser als schönstes Ostergeschenk die persönliche Freundschaft Theodor Storms eingebracht. Aber nicht umsonst führt gleich einer der ersten Briefe Kellers die zweideutige Anrede: Lieber Freund und Richter! Denn jedesmal hat sich Meister Gottfried für viele handwerkliche Ratschläge, Winke und wohltätige kritische Bemerkungen zu bedanken. In der Ursula nun hatten Storm zwei Seitenpartien besonders ergriffen: der Tod des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwingli und die kleine Szene mit der langen Freska von Bergamo. Am Schluß aber hätte er gern der treuen Ursula noch ein hörbar Wort von ihrem Hansli Gyr gegönnt. Hier bekennt nun Keller: „Die Ursula haben Sie richtig erkannt —, sie ist einfach nicht fertig, und schuld daran ist der buchhändlerische Weihnachtstrafik, der mir auf dem Nacken saß: ich mußte urplötzlich abschließen.“ Für uns ist es demnach natürlich nicht schwer, in den letzten beiden Absätzen das Notdach zu erkennen, das unter den erschwerenden Umständen der Augusttage eilig gezimmert wurde. Trotz der nochmals wiederholten Mahnung des Freundes ist aber das Fragment niemals vollendet worden.

Wir haben bereits gesehen, wie das Novellistische der Erzählung Ursula doch schließlich aus Erlebtem sich gestaltet hat. Der tatsächlich bestehende Glaubenszwiespalt wurde im Verlorenen Lachen in den jungen Eheleuten nur unvollkommen zum Austrag gebracht. Dasselbe Motiv ist in der Ursula in poetisch fruchtbareren Verhältnissen wieder aufgenommen worden. In diesem Sinne also hätten wir nunmehr Jakob Baechtolds Versicherung aufzufassen, daß dies alles, die Trennung und Wiedervereinigung der beiden Verlobten, Kellers eigene Erfindung sei. Zur Darstellung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes mußten natürlich die Berichte der Historiker herangezogen werden. — Um das Verhältnis Gottfried Kellers zu den Quellen seiner historischen Novellen zu würdigen, wird man wohl immer wieder auf C. F. Meyers Erinnerungen in der Deutschen Dichtung vom Oktober 1890 zurückgreifen müssen: „Im übrigen suchte er und oft peinlich das Reale, lange bevor er Zola las. Wie häufig hörte man ihn sagen, auch bei Behauptungen des gewöhnlichen Lebens: Das ist! Ich habe es gesehen! Ich habe es selbst erfahren! So tat er sich etwas darauf zu gut, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines portugiesischen Seehelden Don Correa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre. Ich habe Rohlfs darüber beraten, sagte er wichtig, um dann freilich ein andermal diesen seinen Realismus nach seiner Art selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu belächeln, indem er lustig fabelte, er sei expreß nach Kappel gereist, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß die Vision der seligen Helden in seiner Zwingli-Novelle zwischen Rigi und Pilatus bequemen Raum habe.

Gegen geschichtliche Stoffe verhielt er sich merkwürdig spröde und verredete sie einmal ganz und gar. Der Wirkung einer weiland geschehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht so sicher, als der Wirkung einer von mir selbst angeschauten, pflegte er zu sagen und führte dafür ein Beispiel aus derselben Zwingli-Novelle an: die verrückten Wiedertäufer, die sich, um das Himmelreich zu erben, wie Kinder gebärden, mit Puppen spielen usw. Ist es nicht zum Weinen, sagte er, wenn Erwachsene die Kinder nachäffen? Das tat denn aber gar keine Wirkung, weil das einst Mögliche dem heutigen Leser zu kraß und als unmöglich erschien. In einer historischen Erzählung bin ich wie mit Hunden gehetzt, weil ich nie weiß, ob ich in der Wahrheit stehe." Demnach gewinnt die auf den ersten Blick befremdliche Tatsache besondere Bedeutung, daß sich der Dichter in seiner Erzählung so auffallend häufig auf seine Quellen beruft. Da wird die erste freundliche Charakteristik des über die Rapperswyler Brücke rüstig daherschreitenden Rottmeisters Hansli Gyr aus der Koseform seines Vornamens und mit ausdrücklichem Bezug auf die Mannschaftsrödel und Jahrzeitbücher jener Tage gegeben. Ob sie der Herr Staatsschreiber wirklich auf dem Archiv seiner Vaterstadt eingesehen und den vollen Namen Hansli Gyr (Geier) dort gefunden hat? Wahrscheinlich ist es; denn auch seine historische Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert „Verschiedene Freiheitskämpfer" versichert, daß die Jahrzeitbücher jeden einzelnen auf den Schlachtfeldern Italiens gefallenen Mann mit Namen kennen und verzeichnen. Und historisch scheint der Name zu sein, denn jeder bessere Handatlas vermerkt noch heute am Bachtelberg ein Gyrenbad. So mag den Einheimischen auch ein Gyrenhof wohl bekannt sein. Wem der Luxus der hohen Lederhandschuhe auffallen sollte, die der heimkehrende Reisläufer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trägt, der wird hingewiesen auf das Lied deutscher Landsknechte:

Das Geld woll'n wir verschlemmen,
Das der Schweizer um Handschuh gibt.

Als der Gewalthaufe der fünf Orte durch das unglückselige Gehölz bei Kappel bricht, da entstand, „wie der Chronist sagt, ein so gewaltiges Getöse, Prasseln und Brausen, als ob die Erde erbebte und der Wald brüllte." Besonders reichlich sind natürlich die Berufungen auf Zwinglis eigene Aeußerungen, auf seine Schriften, Predigten, Dichtungen und Briefe. Seine Hauptquelle aber hat Gottfried Keller nicht genannt.

Die ergiebigste Fundstätte ist Melchior Schuler, dessen „Taten und Sitten der Eidgenossen" neben Lessing, der Bibel, Dante, Rabelais und der Odyssee als Handbuch beständig auf des Dichters Schreibtisch standen. Wie die Hauptmotive des Dietegen aus dieser Quelle fließen, so ist auch fast alles, was an Taten und Sitten der Eidgenossen in der Ursula gebraucht wird, aus diesem Handbuch der Schweizergeschichte geschöpft. Zuvörderst also die Hauptstelle, zu der uns die erste Notiz von den Wiedertäufern und Kindernarren hinführt. Warum ihn der Abschnitt über die Wiedertäufer in Zürich (Schuler 2, 64 ff.) sofort fesselte, haben wir ja in C. F. Meyers Erinnerungen ausführlich gelesen; das Erlebnis mit den Neutäufern hat naturgemäß das Interesse erhöhen müssen. Bei Schuler also fand er Auskunft über den Geist jener Sektierer, die da sagten, es sei Gottes Wille, „daß der geistliche und oberkeitliche Stand aufgehoben werde. Die Prediger, auch die jetzigen evangelischen, sind nur Schriftgelehrte und predigen nur den toten Buchstaben der Schrift und nicht das wahre göttliche Wort, das innerlich und himmlisch ist und unmittelbar aus dem Mund Gottes geht und von dem man nicht durch Schrift und Predigt, sondern innerlich muß berichtet werden. . . Es sei, sagten sie, nunmehr an der Zeit, und es dringe der Geist, daß man mit größerem Ernst handle. Man müsse eine reine Kirche und Gemeinde der rechten Kinder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gottes sammeln und einen eigenen Rat aus den Frommen setzen, die von Gottes Geist regiert werden . . ." Sie nannten Münzer den rechten Propheten und die Reformatoren Irrlehrer und Verführer, welche Päpste werden wollten. Der Kern der Reden der armen Ursula, wie sie ihren heimkehrenden Bräutigam begrüßt, und auch der prachtvollen Predigten des kalten Wirtz von Goßau und des Schneck von Agasul wären leicht in diesen belehrsamen Darlegungen zu finden. Auch die lebendigsten Szenen der Erzählung sehen wir aus den unscheinbarsten Andeutungen keimen. Da berichtet z. B. Schuler gleich auf derselben Seite von dem öffentlichen Gespräch, das der Rat von Zürich zur Widerlegung der Schwärmer berief und wo Zwinglis Schlagfertigkeit einen leichten Sieg über die armen Toren errang. „Man setzte einige ins Gefängnis, diese wußten aus dem Turm loszukommen und gaben dann dem leichtgläubigen Volk vor, sie seien, wie einst die Apostel, durch Engel auf eine wunderbare Weise befreit worden." Die Befreiung der Ursula und ihrer Mitgefangenen aus dem Ketzertum in Zürich durch Hansli Gyr, ihren Engel Gabriel, verdanken wir dieser Stelle bei Schuler. Daß der Dichter die Einzelbegebenheit organisch fest in das Gefüge des Ganzen gestellt hat, brauchen wir ihm nicht besonders nachzurühmen, daß er aber bei der behaglichen, von inniger Lokalkenntnis und blühender Phantasie durchtränkten Ausmalung der nächtlichen Spukszene sich wie mit Hunden gehetzt vorgekommen sein kann, müssen wir füglich bezweifeln. — „Kindernarren", heißt das zweite Stichwort auf dem Berliner Blatt. „Schuler 2, 113" hätte G. Keller wie beim Dietegen daneben setzen können. Es ist der Abschnitt, wo die Reformation in Sankt Gallen behandelt wird. Dort hat ja auch Enoch Schnurrenberger nach seiner Befreiung durch den Engel Gabriel seine neue Tollheiten gelernt. Man liest im fünften Kapitel der Ursula, wie er den Spruch: „Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich", wörtlich auslegt und als kleines Kindlein zu spielen beginnt, wie die Weiber Tannenzapfen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an langen Faden in der Stube herumziehen, wie die bejahrten Leutchen einen Ring bilden und im Kreise tanzen, Kinderliedchen singen, in die Hände klatschen und in die Höhe hüpfen. In sein ergreifendes Gemälde dieser Torheiten, auf die er bei der Arbeit wieder und wieder mit seinen Freunden zu sprechen kam, hat G. Keller all den Jammer und den zornigen Humor ausgegossen, der ihn beim Lesen der Geschichte erfüllte. „Einer dieser Schwärmer rief einst: Werdet wie die Kinder! und verlangte, sie sollen ganz wie Kinder handeln. Da fingen sie, besonders die Weiber, an, Kinderspiele zu treiben; sie sprangen, sie klatschten, gaben einander Aepfel, zogen Tannzapfen an einem Faden auf dem Boden herum u. dgl. Andere zerrissen die Schrift, weil es heiße: Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Ohne zu arbeiten, saßen sie Tag und Nacht beisammen oder verließen Ehegatten und Kinder samt ihrem Hauswesen und liefen miteinander über Berg und Tal.“ Aber die Kindernarrenszene ist nicht einmal die einzige, die sich aus dieser Schilderung entfaltet hat, auch für die erste Versammlung der Winkelpropheten ist mancherlei abgefallen. Ganz offenbar des kalten Wirtzen eindrucksvolle Armbewegung, die er mit den Worten begleitet: „Ich nehm's und werf' es in die Ecke dort, und es ist ein gedrucktes Buch, ein Häuflein schlechtes Papier, wie tausend andere Bücher!“ Ein wahrer Triumph Kellerscher Phantasie aber wäre es, wenn aus der dürren Notiz, sie „gaben einander Aepfel“, die schlaue Maßnahme Enoch Schnurrenbergers entstanden sein sollte, der für die erbauliche Sprachversammlung einen Haufen Aepfel aufschüttete, welche die Propheten zerstückeln mußten, um Licht und Raum nicht umsonst zu gebrauchen. Das Ausspinnen einer trockenen Andeutung „in breitestem Betriebe“ haben wir ja schon bei den gerechten Kammmachern erlebt, die schließlich einer kurzen Notiz Bayles ihr Dasein verdanken, und auch die feine Kunst, einem Gebilde das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend zu drehen, würde der Dichter hier nicht zum ersten Male üben. — Aus allen Ecken und Enden der Schulerschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darstellung des sechzehnten Jahrhunderts hat Keller Einzelzüge herbeigeholt, um seine Dichtung mit historisch überlieferten Absonderlichkeiten zu schmücken. So hat Enoch Schnurrenberger von den Schaustücken der Appenzeller Schwärmer das Sterben mitgebracht: „er konnte Feuer essen, mit Gott durch das Dach reden, sterben und wieder auferstehen, so oft er wollte, obgleich ihm diese Künste bei zunehmendem Alter beschwerlich wurden, insbesondere das Sterben, wo er sich gewaltsam auf den Boden werfen und in Zuckungen verfallen mußte.“ Das Sterben der Appenzeller Schwärmer schildert nun diesmal Schuler (2, 117) weit ausführlicher: Sie legten sich wie tot auf die Erde, seufzten, zitterten, schäumten, krümmten und blähten sich, zerrissen das Gesicht in scheußliche Gebärden. . . . . In Wäldern und Feldern erhoben sie bisweilen greuliches Geschrei. Die scheinbare Frömmigkeit wandelte sich oft in die zügellosesten Ausschweifungen um. Männer, Weiber, Söhne, Töchter brachten die Nächte auf Feldern und in den Wäldern in wildfreiem Leben untereinander zu.“ Hier hat nun offenbar des Dichters guter Geschmack die Dichtung rein erhalten von allzu deutlichen Einzelheiten; das Treiben der Schwärmer in den Wäldern am Bachtelberg aber ist die Grundlage für die Warnung, die der alte Schwartenhals dem jungen Rottmeister in der Taverne gibt. — Da wird ferner bei Schuler im einleitenden Kapitel über den allgemeinen Zustand des bürgerlich-gesellschaftlichen Gemeinwesens erzählt von der unglaublichen Geckerei eines Luzerner Landvogts bei einem Aufzug in Winterthur, der dort mit zerhauenen Hosen und Ringen an den Zehen prunkte. Gottfried Keller mochte diese Absonderlichkeit nicht entbehren; er überträgt sie auf den Schneck von Agasul, nur daß der viel herumgefahrene Schuster und Schulmeister sich in den Tagen seines Glanzes mit falschen Ringen an den Zehen hatte begnügen müssen. Daß nun die gläsernen Juwelen des Winkelsehers in der Oktobersonne schwächlich glänzen wie falsche Redensarten und daß durch den Vergleich die Leidenschaft für falschen Schmuck zur besten Cha-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rakteristik des Mannes wird, ist wieder ein lehrreiches Beispiel dafür, wie G. Keller die Wirklichkeit zur Wahrheit erhöht.

All diesen häßlichen Tazzelwürmern, dem Heer der Ratten und Mäuse steht die Heldengestalt Zwinglis glänzend gegenüber. „Jedesmal, wenn Ulrich Zwingli auftritt, ist es, als ob die Sonne zu leuchten beginnt", sagt Wilhelm Scherer, als er in der Deutschen Rundschau die Ursula begrüßt. Er ist eben einer der hellsten Kristallgeister des menschlichen Gemüts, wie sie ans Licht steigen, wenn die Religionen sich wenden. Höchst planvoll wird die Person des Reformators nach der Anzapfung des Schnurrenbergers durch Hanslis freudige Erinnerung an alte Zeiten eingeführt: „Freilich hab' ich ihn schon gesehen und gehört, aber es ist lang her, und ich hatte noch nicht viel Verstand. Das ist vor acht Jahren gewesen, als ich, ein sechzehnjähriger Bub, mit nach der Lampartei gelaufen bin, zur Zeit des Unglücks von Marignan, da wir die Schlacht verloren. Da hat der Zwingli uns im Felde gepredigt, ein lieblicher, mutiger Mann, der hatte Augen wie ein Hirsch so schön, ich weiß deutlich noch, daß ich ehrfürchtig hinsah!" Auch Schuler weiß von Huldreich Zwingli zu rühmen, wie sein Umgang überaus anmutig und lieblich gewesen, wie schön sein Aeußeres war, und daß er einen gesunden, wohlgestalteten Körper hatte. Von seinen Feldpredigten in Italien kann er aus der Leute Mund nachsprechen: „Hätte man ihm gefolgt, es wäre vor viel Schaden gewesen." Ins Trinkhaus zum Elsasser tritt dann der Meister ein und setzt sich mit einem angesehenen Zunftvorsteher und einem jungen Humanisten zu den aufgeregten Söldnern, um nach Erledigung der Staatsgeschäfte selber wahrzunehmen, wie es um die Kriegsleute stehe. Zum zweiten und dritten Male wird hier gesprochen von dem sonnigen Auge des Reformators, das die Langsamen und Murrenden willig und freundlich machte, von dem „frischen und unbefangenen Wesen des Gebirgskindes, das hoch unter Felsenhäuptern und Firnen geboren, mit gelenker Kraft ins Leben herniedergesprun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen ist und überall den Glanz der Heimat im Auge zu tragen und die wehende Bergluft auf den Wangen zu fühlen scheint."*). Für das Tatsächliche sind hier Schulers Angaben wieder Zug um Zug verwendet. Wie er in der Frühe seine Amtsgeschäfte besorgte und studierte, wie er nach dem Essen mit Freunden spazieren ging, wohl auch die Gesellschaften auf Zunfthäusern besuchte, wo er sich mit Bürgern und Ratsgliedern von bürgerlichen und vaterländischen Angelegenheiten unterhielt, dann oft Briefe schreibt bis Mitternacht, das alles haben Zwinglis vertraute Freunde von sei-

*) Im Trinkhaus zum Elsasser sitzt der kalte Wirtz von Goßau „dicht neben einem andern seltsamen Nichtkrieger, einem verkappten Mönch und Papist, den niemand kannte, der aber bis jetzt allerlei aufreizende Worte zum Widerstand und zum Festhalten an der alten Kriegsfreiheit in Umlauf gesetzt hatte". Als Zwingli eintritt und um ein Plätzchen bittet, wird zusammengerückt, „freilich auf Kosten des römischen Mönchs und des kalten Wirtzen; denn weil diese beiden allein sich nicht gerührt hatten, so wurden sie von zwei Seiten her zusammengedrückt und aneinandergepreßt, so daß sie sich nicht mehr bewegen konnten zwischen den starken und breiten Gesellen und dabei alle Mühe bloß darauf verwenden mußten, ihre feindlichen Gesichter von einander abzukehren.

Wir können, glaube ich, diesen Mönch mit Namen nennen. In dem Kapitel über den fortdauernden Zwist mit Zürich (II, 84) erzählt Schuler: „Da kam ein fremder Mönch nach Luzern, der ganz geeignet war, die Gemüter noch mehr mit Zorn und Haß zu vergiften. Thomas Murner, ein deutscher Barfüßler, ward zu Ende des Jahres 1524 Prediger daselbst; ein Mann von viel Gelehrsamkeit, Witz und Beredsamkeit, bei dem sie aber Werkzeuge eines bösartigen, streitsüchtigen Gemütes waren. Schon lange mußte er deswegen von einem Ort und Land zum andern wandern; denn im Frieden konnte dieser Mensch nicht leben. Er brachte eine eigene Druckerei nach Luzern, und die Schmähreden, in denen er auf der Kanzel sein böses Herz ergoß, verbreitete er dann in Schmähschriften durch seine Presse und nährte und schürte damit das Feuer des Parteihasses zwischen den Eidgenossen, bis er endlich, als er im Jahr 1530 den reformierten Eidgenossen zu Recht stehen sollte, heimlich entwich. Ich will, schrieb er z. B., den Tag erleben, daß ihr Schelmen und Buben all müßt mit Galgen, Rad, Feuer, Wasser, Schwert gerichtet werden, sterben und verderben." Die artige Charakteristik macht bei Schuler erst das Bild dieser Tage vollkommen. Auch Keller braucht sie für seine Trinkstube ja nur zu demselben Zweck, und er könnte die Gegensätze der Zeit wohl kaum drastischer schildern, als in diesen beiden zusammengeklemmten Widersachern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ner Lebensweise berichtet, und der Geschichtsschreiber hat es getreulich verzeichnet. In seinen Reden offenbart sich nun keineswegs der Herrenpfaffe, der eitle Grammatikus und Magister, wie ihn die Maulwerker schelten, sondern ein wahrer Freund und guter Bruder der Kriegsleute, der sie zu der höheren Art des Wehrvolkes erheben will, wie sie sein heller Sinn erkannte. In dem Plan zu einem Feldzug, der sich noch auf der Stiftsbibliothek in Zürich befindet und den Keller dort oder in dem 1861 erschienenen Supplement der Schuler-Schultheßschen Ausgabe von Zwinglis Werken kennen lernte, steht ein Kapitel: Wie ein houptmann syn soll. Auf diesen Abschnitt weist der Dichter ausdrücklich hin, um Zwinglis herzliches Verhältnis zu den Kriegsknechten zu bezeugen: „Truwen by den knechten ist der höchst schatz, den er haben mag. Daß er aber den überkomm und bhalte, werdend zwey ding helfen. Eins, daß er so getrülich an inen fare, daß er in gheiner untrüw nienen erfunden noch ergriffen werd, daß er dem gemeinen nutz diene, froïd hab, wenn sy etwas überkommind, jnen dasselb mit froïden und guotem willen lasse, sy nit schnöd, aber doch in ghorsame bhalte, sich, als jren einer ist, schätze etc., wie der groß Alexander thät, der einen alten knecht, den übel fror, an sin statt ließ zum füür sitzen." Und wie er dann die Streithähne warnt vor dem Reislaufen und sie ermahnt, mit ihren „Ehrenwaffen die Unabhängigkeit des Vaterlandes, das selbstgeschaffene Recht, die gute Sitte und die Freiheit des Gewissens zu schirmen", das konnte der Dichter in vielen Flugschriften und Predigten des Reformators lesen. Gerade in jenen unglücklichen Feldzügen nach Italien, aus denen Hansli Gyr im Anfange des Jahres 1523 zurückkehrte, hatte Zwingli eine „Treue und ernstliche Ermahnung an die Eidgenossen" in diesem Sinne drucken lassen: „Jetzt will sich niemand mehr mit Arbeit ernähren", rief er ihnen zu; „man läßt die Güter an vielen Orten verstauden und wüst liegen, weil man nicht Arbeiter hat, obwohl man Volks genug und gutes Erdreich hätte, das uns reichlich zu ernähren vermöchte . . . Jetzt wird all

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eure Kraft und Stärke, die man allein zu Schirm des Vaterlands brauchen sollte, von fremden Herren hingeführt und verbraucht. . . . Man hilft einem zu einem kleinen Pensiönlin; darauf verzehrt er vier Mal so viel; dann läuft er um ein Söldlein in einen Krieg und an den Sturm. . . . Laßt euch nicht verhetzen . . . Haltet euch zusammen, und laßt die fremden Herren sich mit einander raufen! O Gott, erleucht' die blinden Herzen! Meint ihr, darum, daß sie euch Geld geben, seien sie eure Freunde? Das ist ein böser Pfennig, der seinen Herrn umbringt!" — Das schönste Schmuckstück aber würde diesem Charakterbilde fehlen, wenn wir nicht mit dem frommen Kriegsmann auch der Predigt Zwinglis lauschen dürften. Seit dem Neujahrstage 1519 hatte der neugewählte Leutpriester seines Predigtamtes im Großen Münster gewaltet. Stadt- und Landvolk füllten nach Schulers Bericht seine Kirche, denn solche Predigten hatte es noch nie gehört; sie waren biblisch, allverständlich, kunstlos und doch gedankenreich, mit einer das Herz ergreifenden Beredsamkeit vorgetragen und unmittelbar auf das Leben gerichtet. . . . Die Bewunderung war allgemein. Der Propst von Luzern sagte: „Einen Mann von solcher Beredsamkeit habe ich nie gesehen, nie einen Menschen mit solchem Freimut sprechen gehört." Bullinger sagt von seinen Predigten: „Es war großer Zulauf des Volks, denn im Lehren war er gar verständlich und gut zu fassen; im Strafen ganz ernsthaft und unerschrocken, doch väterlich; im Vermahnen ganz inbrünstig und anziehend und im Trösten sehr anmutig und lieblich, denn er redte gar landlich und war ungünstig fremder, künstlicher Redeart und der Pracht unnützer Worte." So war er freilich ein Mann nach dem Herzen unseres Dichters, der in ihm Geist von seinem Geiste spürte und in der echten Begeisterung seiner Schilderung zeigte, daß er einen ganzen Mann auch auf der Kanzel zu schätzen wußte. — Eine solche Schilderung war aber auch in dem Kunstwerk nötig zur Begründung des siegreichen Erfolges, den Zwingli in der ganzen offenen Schweiz errang. Den zeigt uns das vierte Kapitel, das den Reformator auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Höhe seines Wirkens führt. Nachdem aber die ersten Abschnitte den Helden von allen Seiten beleuchtet haben, tritt er selbst nicht mehr handelnd hervor bis zu seiner Aristie. Inzwischen wirkt sein Geist gewaltig in dem Feldlager des ersten Kappeler Krieges, wo Volk und Regiment und Meister ein Herz und eine Seele sind. Hier keimen aber auch schon die Ursachen des tragischen Endes. Mit dem Evangelium in der Hand hat Zwingli die Lehre in seiner Stadt Zürich gereinigt und ein stolzes Werk errichtet; nur mit dem Evangelium in der Hand trat er auch dem äußeren Feinde entgegen, und daran sollte er scheitern. Staatsklugheit war dem Zwingli der Kellerschen Novelle im Grunde fremd. Er war einseitig und wurde starrköpfig, andersdenkenden Widersachern jedenfalls unleidlich. Auf demselben Wege kam unter die oberen Zehntausend jener Geist der Ueberlegenheit und Wohlweisheit, der mit Traktaten Feind und Freund schulmeisterte und schließlich bewirkte, daß die Verbündeten im Augenblick der Entscheidung die gescheiten Züricher mit der Unterstützung warten ließen. Aus demselben Grunde wurde zwar das erste Lager bei Kappel ein musterhaftes reformiertes Kriegslager, zugleich aber Hansli Gyr, „der eine Versinnlichung des Volksgeistes darstellen konnte, wie dieser jetzt lebte", zum angehenden tugendreichen Feldküster. Daß der Geist des Mustersoldaten dem gemeinen Mann nur so obenhin angeflogen war, ist natürlich. Er ist auch schon im Müsserkrieg völlig verflogen. Jetzt aber verbrachten die Jüngeren ihre Zeit mit fröhlichen Liedern oder mit solchen Spielen, welche die Glieder schmeidigen, mit Leibesübungen, wie Steinstoßen und gewaltiges Springen. Daß gerade diese Spiele um jene Zeit gang und gäbe waren, kann Gottfried Keller gewissenhaft aus Schuler belegen. Auf derselben Seite, die von dem Luzerner Landvogt mit den goldenen Ringen an den Zehen erzählt, wird ein großes Gesellenschießen zu Zürich im Sommer 1504 geschildert, das vier Wochen dauerte und schloß mit Laufen, Springen und Steinstoßen. Diese Spiele, erklärt der Gewährsmann,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nebst Ringen, Reiten und Schießen, waren überhaupt die allgemeinen Jugendspiele." Für die gottesfürchtigen Liedlein, die hier im Schwange waren, und die gar bald wieder dem Schürz dich, Gretlein, schürz dich! weichen mußten, hatte ja Zwingli ebenfalls Wort und Ton geliefert, was auch nach dem Bericht in der Chronik des Augenzeugen Bernhard Weiß von dem besten Erfolge begleitet war. Da sangen die Knechte etwa in dem alten Toggenburger Dialekt:

Herr, nun heb den wagen selb',
Schelb wird sust
All unser fart.
Das brächt lust
Der widerpart,
Die dich
Veracht so frefenlich.

Gott, erhöch den namen din
In der straf
Der bösen böck!
Dine schaf
Widrum erweck,
Die dich
Lieb habend inniglich.

Der volle Glanz des Heldentums aber leuchtet um Zwinglis Stirne auf seinem Ritt zum Tode und in seiner letzten Stunde. Seine bloßer Anblick vermag die Seele der armen Ursula zu erhellen, und sein mannhafter Opfertod wäre uns auch ohne die herrliche Vision Zeugnis genug, daß er des Himmels würdig war, in den sein freier Geist noch blicken durfte. — Für die Darstellung des letzten Auftretens des Reformators stand Gottfried Keller reiche Ueberlieferung zu Gebote. Schön wird bei Schuler der Grund für Zwinglis Teilnahme am kriegerischen Aufbruch in der Bibel gesucht: „Wenn du in einen Krieg ziehest wider deine Feinde", so heben die Kriegsregeln im 20. Kapitel des 5. Buchs Mose an, „und siehest Rosse und Wagen des Volks, das größer sei, denn du, so fürchte dich nicht vor ihnen, denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Herr, dein Gott, der dich aus Aegyptenland geführt hat, ist mit dir. — Wenn ihr nun hinzukommt zum Streit, so soll der Priester herzutreten und mit dem Volk reden und zu ihnen sprechen: Israel, höre zu! Ihr gehet heute in den Streit wider eure Feinde; euer Herz verzage nicht, fürchtet euch nicht und erschrecket nicht und lasset euch nicht grauen vor ihnen; denn der Herr, euer Gott, gehet mit euch, daß er für euch streite mit euren Feinden, euch zu helfen." Den Aufbruch zum ersten Kappeler Krieg hat ja nun der Dichter wohlweislich nicht beschrieben, um sich nicht zu wiederholen und alle Wirkung für den Tag der letzten Entscheidung zu sammeln. Jetzt aber werden alle Winke peinlich verwendet, um Zwinglis Handlungsweise von vornherein als freiwillige Selbstaufopferung in dem aussichtslosen Kampfe zu kennzeichnen. Schuler sagt: „Zwingli begleitete das Heer als Feldprediger. Er hielt es für Pflicht, mit dem Volk das Leben für das, was er für das Teuerste hielt, zu wagen . . . Er sprach mit Vertrauten so, daß man ihm anmerkte, er glaube nicht mehr heimzukommen; auf dem Wege sah man ihn versenkt in tiefen Gedanken und inbrünstig betend. Im kurzen Kriegsrat beim ersten Kanonendonner sagte er: „Es schickt sich nicht, hier lang zu stehen und den Kampf zu hören. Ich will im Namen Gottes zu den biedern Leuten und willig mit und unter ihnen sterben oder sie helfen retten". Aber in keiner Quelle konnte der Dichter finden, daß von diesem opferwilligen Helden ein lichter Strahl von Gesundheit und lindem Trost hinüberzog in Ursulas gequälte Brust und sie geschickt machte zu ähnlichem Tun.

Als Keller im Mai 1861 das dritte Heft der neuen Folge von Fr. Th. Vischers Kritischen Gängen besprach, da wurde sein Blick in dem Aufsatz „Zum zweiten Teile von Goethes Faust" lange festgehalten bei einer Szene, die auffallende Aehnlichkeit hat mit der Vision des sterbenden Mannes auf dem Schlachtfelde bei Kappel. Nach Vischers Vorschlag und Gottfried Kellers eigenem Bericht sollte Faust ein Freiheitskämpfer, ein Führer im deutschen Bauernkrieg werden. Er nimmt die Schuld der geschehenen Greuel auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich „und entschließt sich, den freiwilligen Opfer- und Heldentod für das untergehende Volk und sich zur Sühne zu sterben". So geht er wie Zwingli in das letzte Treffen. Als dem Gefallenen der voreilig triumphierende Mephistopheles auf dem stillen überschatteten Schlachtfeld an die Kehle greift, „da öffnet sich glanzvoll der Himmel, im Halbkreise sitzen die Märtyrer und Helden der Menschlichkeit, Freiheit und Wissenschaft, Christus mit dem verlorenen Sohn in der Mitte."*) Gar manche Betrachtung schließt der Kritiker an diese Szene, die er für bühnenmäßig unmöglich hält. Aber dieser Himmel, so sagt er ausdrücklich, gefällt ihm besser als der gotische Kirchenhimmel bei Goethe, und einen solchen Himmel aus eigener Kraft läßt er ja auch seinen Helden schauen. Die Kritik schließt mit den Worten: „Wie das Historische in einer solchen Arbeit nicht direkt, diplomatisch, sondern poetisch verallgemeinert und doch erkennbar

*) Bei F. Th. Vischer lautet die Stelle: „In diesem Augenblick öffnet sich der lastende, graue, wolkige Himmel, der über dem düstern Bilde ruhte, ein Chor von Stimmen ruft: Er ist unser! und in einer Glorie von Licht werden die Gestalten sichtbar, von denen der Ruf kam . . . Ein Halbkreis von thronenden Gestalten, wie auf Raphaels Disputa wird im himmlischen Lichttraum zwischen den geteilten Wolken sichtbar. Es sind Vorkämpfer der geistigen und politischen Freiheit, Märtyrer des Staates, der Wissenschaft, der Religion. Nicht alle müssen jedoch als Märtyrer gelitten haben; neben Sokrates mag Plato sitzen; von griechischen Charaktergestalten würde ich noch den Demosthenes nennen; von römischen wären als Kämpfer für Volksrecht die Gracchen einzuführen, auch ein Brutus, schuldbefleckt wie Faust. Wir können keine mittelalterliche Gestalt brauchen; die Reformation sei in ihrem Vorläufer Huß vertreten. Hutten, den wir ja in der Handlung nicht mit Namen, nur typisch anklingend eingeführt haben, der frühe starb, dessen Tod im Gedichte Faust vorher beklagt haben mag, kann neben ihm seine Stelle finden; da ein Märtyrer der Wissenschaft aus neuerer Zeit nicht fehlen darf, so wird eine Umgehung der Chronologie wohl erlaubt sein, indem Galilei zu der Gruppe gezogen wird. In der Mitte des idealen, monumentalen Kreises throne Christus, und ihm zur Seite sitze der verlorene Sohn, denn wir bedürfen auch einer Gestalt, welche die sinnlichen Verirrungen Fausts und die Wahrheit ausdrückt, daß dem Reuigen verziehen wird, und eine so geläufige Person der Parabel neben die realen, der Geschichte entnommenen zu setzen, muß erlaubt sein."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und konkret zu behandeln sei, darüber hat Vischer gute Winke gegeben, auch zu anderweitiger Anwendung nutzbar." Sollten wir in unserer historischen Novelle nicht einen solchen Fall anderweitiger Anwendung vor uns haben? — Die historischen Berichte von Zwinglis Ende haben den Dichter zu seinem wundersamen Gebilde feste Grundlagen geliefert. In der Auswahl der sämtlichen Schriften des Reformators von Usteri-Vögelin wird beschrieben, wie er auf dem Rücken liegend mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen seinen Tod erwartete, wie sie ihm zuschrien, er solle die Mutter Gottes im Herzen haben und die lieben Heiligen anrufen, daß sie ihm Gnade von Gott erwürben, wie er aber auch dieses verneinte und unverwandten Blickes gen Himmel sah. Dort sieht er nun in der Dichtung auf dem Purpurrand der grauen Wolkenwand die Seligen sitzen, die ihn in ihre Mitte rufen und nicht die Heiligen; denn „ich möcht auch wohl leiden," hat er einmal selbst gesagt, „daß man die Seligen nennete Selige, nicht Heilige." Und an König Franz I. hatte er kurz vorher in seiner Darlegung des Christenglaubens über die Himmelsfreuden des ewigen Lebens geschrieben: Deinde sperandum est tibi fore ut videas sanctorum, prudentium, fidelium, constantium, fortium, virtuosorum omnium, quicunque a condito mundo fuerunt sodalitatem, coetum et contubernium. Hic duos Adamos, redemtum ac redemtorem; hic Abelum, Enochem, Noachum, Abrahamum, Isaacum, Jacobum, Judam, Mosen, Josuam, Gedeonem, Samuelem, Pineam, Eliam, Elisaeum, Jesaiam ac deiparam virginem, de qua ille praecinuit; Davidem, Ezechiam, Josiam, Baptistam, Petrum, Paulum; hic Herculem, Theseum, Socratem, Aristidem, Antigonum, Numam, Camillum, Catones, Scipiones; hic Ludovicum pium, antecessoresque tuos, Ludovicos, Philippos, Pipinos, et quotquot in fide hinc migrarunt maiores tuos videbis. Denique non fuit vir bonus, non erit mens sancta, non fidelis anima, ab ipso mundi exordio usque ad eius consummationem, quem non sis isthic cum deo visurus. (Schuler-Schultheß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwinglis Werke IV.) Das war der Himmel, wie ihn Zwingli sich dachte und wie er auch dem Dichter sympathisch war, und nicht der gotische Kirchenhimmel, in den ihn die Feinde noch in der Sterbestunde nötigen wollten. Die Zuschrift an den König kam erst fünf Jahre nach des Verfassers Tode heraus, und die Gegenwart der edlen Heiden im Himmel der Christen forderte den Widerspruch heraus. Besonders Luther hat diese Auffassung Zwinglis scharf bekämpft. Die schönsten Begleitworte für das Sendschreiben, die in der Schuler-Schultheßschen Ausgabe wieder abgedruckt und somit jedenfalls auch Keller vor die Augen gekommen sind, findet der erste Herausgeber Bullinger, der Nachfolger Zwinglis: Quamquam fidelissimus evangelii praeco et Christianae libertatis assertor constantissimus H. Zwinglius omnia sua clare, circumspecte et dilucide dixerit, hoc tamen libello sese veluti superans de vera fide nescio quid cycneum vicina morte cantavit.

Die geschichtlichen Begebnisse, die den Hintergrund unserer Erzählung bilden und bestimmend auf ihren Verlauf einwirken, ereignen sich in der Zeit von 1523 bis zum 11. Oktober 1531. Für alle, die beiden Religionsgespräche in Zürich im Januar 1523 und im Weinmonat 1523 mit der darauf folgenden Ausräumung der Kirchen und Aufhebung der Klöster 1524 und 1525, das dritte öffentliche Gespräch mit der Widerlegung und Verurteilung der Wiedertäuferei, den ersten Kappeler Krieg im Jahre 1529 mit dem halbschürigen Frieden, weniger für den Kampf um die Feste Musso, den sogenannten Müsserkrieg im Frühjahr 1531, besonders aber für die Schlacht bei Kappel ist Schulers Buch die Hauptquelle. — Die Religionsgespräche mit ihren Disputationen, Abstimmungen und Beschlüssen konnten der dichterischen Darstellung wenig bieten und werden kurzerhand erledigt. Die Bilderstürmerei war dafür um so verlockender. „Im folgenden Jahre (1524) wurden die Bilder und Altäre aus den Kirchen geräumt und die Klöster im ganzen Gebiete aufgehoben", sagt Schuler und weiß von Uebergriffen und Gewalt an vielen Orten ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehend zu berichten. Durch Kellers Schilderung am Anfang des dritten Kapitels, wo schließlich das Gewitter in einem stürmischen: Fort mit den Götzen! sich entlädt, klingt die ganze Wehmut des Künstlers und das Mitleid mit der kleinen Farben- und Formenwelt, die vom Tageslicht hinwegschwinden muß wie der Hauch auf einer Fensterscheibe. Gottfried Keller hat übrigens gerade um die Zeit der letzten Arbeit an seiner Novelle eine willkommene und schöne Gelegenheit gehabt, seine Stellung zu diesen Dingen ganz klarzulegen. Im Jahre 1878 war Niklaus Manuel, der Zeitgenosse Zwinglis, von Jakob Baechtold herausgegeben worden, und schon im Februar des folgenden Jahres erschien eine lange Besprechung G. Kellers, die wir jetzt im Nachlaßbande lesen. Da gefällt dem Referenten besonders die unerwartete und nicht unfeine Wendung, die der Dichter nimmt in seiner „Klagred der armen Götzen" (1528), welche in die Tage der Zerstörung der Altäre, Ausräumung der Kirchen und der ganzen Bilderstürmerei fiel. „Es ist gewiß," fährt er fort, „daß all das Zerstörte für uns jetzt einen ungeheuren Affektionswert hätte und daß all das Eingeschmolzene, Zerschlagene und Verbrannte uns jetzt herrlich zu statten käme für unsere dürftigen Sammlungen und Gewerbemuseen, wenn es nämlich nicht seither zugrunde gerichtet oder außer Landes getrieben worden wäre. Aber ebenso gewiß ist, daß die Bilderstürmer am besten wußten, was sie taten, weil sie zugleich wußten, daß sie die Bilder wirklich wie Götzen angebetet hatten; woher hätte sonst der Zorn kommen sollen? Wie stellte sich nun der Künstler und Reformator Manuel in diesem Gefühlskonflikt? Er läßt seine Götzen im Anfang ihrer gereimten Klagerede demütig bekennen, daß sie hohl, tot und ohnmächtig seien und mit Unrecht ihre Ehrenplätze auf den Altären eingenommen hätten; dennoch sei man jetzt allzu hart gegen die Aermsten, die sich ja nicht selber geschaffen und sich ja nie geregt, niemals etwas verlangt haben! Und nun läßt er sie plötzlich den Spieß umkehren und gegen Volk und Obrigkeit die bitterste Strafpredigt richten, die je ein katholischer oder pro-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

testantischer Kanzeltyrann gehalten hat: sie sollen nun auch die Götzen in ihrer eigenen Brust zerstören, die unzähligen Laster und Nichtswürdigkeiten, denen sie frönen. Alles in reichlicher Ausführung und mit mehrerem. Und da liegt der Gedanke wohl nicht fern, daß es der im Innern schmerzlich verletzte Künstler war, der den emsig am Werke stehenden Mitbürgern durch den Mund der untergehenden Bilder also den Kopf wusch." — Für das Nachspiel des Jahres 1525, die Aushebung des Kirchenschatzes im Chorherrenstift zu Zürich, bietet Schuler nichts als die trockene Bemerkung: „Unter ernstlichem Widerspruch desselben bemächtigte sich der Rat 1525 seines Kirchenschatzes." Ein Landsmann des Dichters müßte uns hier belehren, wieviel dieser für seine farbenprächtige Schilderung der verjährten Kostbarkeiten noch durch eigene Anschauung gewinnen konnte; ein goldenes Gebetbuch Karls des Kahlen hat er sich doch wohl schwerlich ausgedacht.*) Aber die gründliche Vertiefung in Niklaus Manuel, den Dichter und Maler jener Zeit, hat ihn vielleicht den schönen Teppich schmücken lehren, den Hansli als Morgengabe für seine Ursula aus dem allgemeinen Schacher rettet. „In einem Walde, der durch einige auf bläulichem Grunde stehende Ebereschenbäume angedeutet war, haschte eine Drossel, auf dem Aste sitzend, nach dem blutroten Beerenbüschel, sich daran zu letzen. Ein Fuchs lauerte gierig auf den arglosen Vogel, nicht ahnend, daß hinter ihm ein junger Jäger den Bogen nach ihm spannte, während dem Jäger schon der Tod nach dem Genicke griff, zuletzt aber der Heiland durch den Wald kam und den Tod an dem Reste des Haarschopfes packte, der ihm hinten am kahlen Schädel saß." Das ist die Beschreibung der anmutigen Schilderei, und die Erklärung aus Ursulas Munde lehrt uns, daß wir einen echten und rechten Totentanz

*) Herr Professor Emil Ermatinger hat auf seine freundliche Anfrage vom Direktor des schweizerischen Landesmuseums die Auskunft erhalten, daß sich dort keine Kultgegenstände, wohl aber Bilder aus dem Kirchenschatz des Chorherrenstiftes noch heute befinden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kellerscher Erfindung darin zu erblicken haben: „Der ganze Lauf der Welt ist darauf zu lesen, eines jagt dem andern nach, und zuletzt kommt der Heiland und überwindet den Tod und alle Uebel.“ In dem kunsthistorischen Kapitel des Baechtoldschen Buches fand Keller über die Motive der Totentänze eingehende Belehrung. Vorerst darüber, daß der allgemeine den Totentänzen zugrunde liegende Gedanke der Vergänglichkeit alles Daseins das Hereinbrechen des Todes mitten ins volle Leben Manuel anhaltend beschäftigt hat; wie er denn auch, gewissermaßen in der Luft liegend, bei den Dichtern, Moralisten und Künstlern jener Zeit überaus häufig zum Ausdruck kommt. Einige Seiten weiter las er, daß das ursprüngliche stereotype Motiv des Tanzes, zu dem der Tod die Menschen nötigt, bei dem vielseitigen und erfindungsreichen Manuel mehrfach zurücktritt und daß neuartige Vorstellungen nur bestimmte Situationen des wirklichen Lebens vor Augen führen, aus denen der Mensch plötzlich vom Geschick abgerufen wird. Und in einem der ersten Sprüche Manuels zu seinem Totentanz muß der Tod seinen Ueberwinder anerkennen. Christus der Herr spricht vom Kreuze herunter:

Ir menschen all, sechend mich an!
Den tod ist ouch erlitten han
Williklich mit der marter min,
Uech all erlöst von todespin.

Und der Tod erwidert:

Allein der herr über all herren
Mocht sich selbs wol mins gwalts erweren,
Sin tod ist gsin min tod und sterben,
Dardurch er üch wolt gnad erwerben.

Für das zeitlich Zulässige seiner Darstellung konnte Keller also hier genügend feste Grundlagen finden, für ihre innere Wahrheit brauchte er keine Bürgen als seine Anschauung vom Lauf der Welt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ganze Durcheinander der Mißverständnisse und Feindseligkeiten, die in Schulers Bericht dem Ausbruch des eigentlichen Religionskrieges zwischen Zürich und den fünf Orten vorausgehen, faßt Keller zusammen in dem Bilde von der stürmisch wogenden See und dem Schifflein der Züricher mit seinem Zwinglischen Steuermann. Das Bild bereitet die nun folgende Beschreibung des neuartigen reformierten Kriegslagers und der Friedensverhandlungen der streitbaren Parteien glücklich vor. Läuft doch alles darauf hinaus, zu zeigen, wie das wohlgerüstete, einige Staatswesen jetzt den Vorteil aus der Hand gibt. Und in diesem Sinne wird die Quelle gründlich ausgeschöpft. „Auch Zürcher Landleute sprachen," so lesen wir bei Schuler, „um zu zeigen, daß sie gleichen Sinnes mit den Bürgern der Stadt seien". Bei Keller ergreift Hansli Gyr, „die Versinnlichung des Volksgeistes", das Wort, um aus seinem Volksgemüte heraus zu reden, „wie es der Meister nicht besser hätte wünschen können". Der Friede kommt mit Hilfe vieler Schiedsleute zustande, ohne bei einem der beiden Teile rechte Befriedigung zu erwecken. Aber auch den Leser kann dieser Abschnitt der Novelle nur wenig erwärmen. Die Handlung stockt und droht in politischen Erwägungen zu versiegen. Der tüchtige Hansli Gyr wird gar zu sehr zur „Versinnlichung des Volksgeistes" und verliert viel von seinem persönlichen Gepräge. — Da kommt denn dem Dichter der Kampf um das Schloß Musso am Comersee, der sogenannte Müsserkrieg, gerade gelegen. Der Blick wird für eine Weile abgelenkt von dem poetisch unfruchtbaren Schauplatz der Glaubenszwistigkeiten, die Dinge drängen inzwischen von selbst zur Entscheidung hin, und das erlahmende Interesse wird ganz in Lessings Sinn hier im vierten Abschnitt vor der Katastrophe wieder geweckt durch eine herzerfrischende Episode, „die kleine meisterhafte Szene mit der Italienerin", für die Theodor Storm dem Meister Gottfried ein besonderes Kompliment machte. — Das blöde Treiben der Kindernarren wird durch die Sturmglocken des 10. Oktober

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1531 jählings beendigt. Das gewaltige Schlachtenbild der Novelle ist peinlich genau nach den Angaben Schulers entworfen. Der Landsturm begann um sieben Uhr abends und ging dann rund um im Lande. Schon am Mittag war eine Fahne Volks gegen die Hauptmacht der fünf Orte nach Kappel aufgebrochen. Am Morgen des 11. Weinmonats folgte in Zürich auf die Sorglosigkeit Verwirrung und Schrecken. Statt der 4000 Mann, welche mit dem Banner aufbrechen sollten, waren am Mittag erst 700 zum Aufbruch versammelt. Auch das Lokal der Schlacht mit dem taktisch so wichtigen Gehölz zur Linken der Züricher und dem für die Fliehenden verhängnisvollen Graben ist für die Dichtung von wesentlicher Bedeutung geworden. Sogar das homerische Schmähen vor dem Schlagen ist nicht erfunden. Von den Vorgängen beim Tode Zwinglis und von der Schändung der Leiche durch rachsüchtige Söldlinge konnte freilich der Dichter nichts gebrauchen. Aber in den heißen Kampf um das Banner von Zürich läßt er seinen Hansli Gyr eingreifen. Er gibt ihm die Rolle des Oberstthauptmanns Lavater, der nach dem Sinken des Banners zurückweichend in den Graben stürzte und von einem andern gerettet wurde. Auch für die Vorgänge in der Nacht nach der Schlacht hatte Schuler Anhaltspunkte genug zu bieten. Seltsam ist es nun, daß gerade die einzige, anfangs angeführte Wendung, bei der sich Keller auf seinen Chronisten beruft, bei Schuler nicht zu finden ist. Da nun Schulers Quellen noch nicht für unsere Zwecke durchforscht sind, bleibt ja hier freilich immer die Möglichkeit bestehen, daß Kellers ganze Schlachtenschilderung auch aus jenen geschöpft ist, wahrscheinlicher aber ist bis dahin die Annahme, daß der Vergleich, der ja an Kellers Phantasie keineswegs zu hohe Anforderungen stellt, frei erfunden ist und die Berufung auf den Chronisten von der Geschichtserzählung „für die vaterländische Jugend in Schule und Haus" ablenken sollte.

Das Wesentliche ist ja auch wahrhaftig nicht die Frage, ob der Dichter bei den abgeleiteten Quellen stehen blieb oder bis zur Chronik vordrang, die Hauptsache für seine Cha-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rakteristik bleibt, wie er das hier oder dort Gefundene gestaltete. Tiefes Wohlwollen und echtes Mitgefühl mit der in den traurigen Gestalten der Kindernarren so verkrüppelten Form der Menschheit hat den Dichter zuerst zu seinem Stoffe hingezogen. „Ist es nicht zum Weinen, wenn Erwachsene die Kinder nachäffen", das sind ja seine eigenen Worte. Wie nun die Strömungen der Zeit die Schicksale der Menschen gar seltsam führen, wie diese nach einem Kellerschen Ausdruck aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgehen und schließlich die Golddrachen und Kristallgeister des menschlichen Gemüts den Sieg behalten müssen, das ist die Wahrheit, zu der er uns auf allen Wegen führt. Den armen Wiedertäufern ist freilich nicht mehr zu helfen, die stehen am Schlusse da und gaffen blöde in die erregte Nacht hinaus, aber die kranke Seele des jungen Menschenkindes muß gerettet werden. Ursula ist von der Wahnkrankheit der Zeit befallen, wie eine süße Traube vom Rost, aber in keinem Augenblick hat sie das wahre Gefühl ganz verloren. Weinend und flehend klammert sie sich an dem Türpfosten Hanslis fest. Mit Beschämung und Unwillen eilt sie schließlich in die Nacht hinaus, in ihr Unheil zurück. Aber bei aller Verfinsterung ihrer Seele kann sie doch nicht lassen, was dem Geliebten nützt. Sie trägt ja auch den öffentlich verschmähten Ring in verschwiegener Nacht an ihrem Finger. Von ihrem gesunden Widerwillen gegen die neuen Heiligen sprechen die kräftig geführte Heugabel und die zerfetzte Dalmatika des Schneck von Agasul beredt genug. Sie wartete still auf den Engel Gabriel, den sie in holder Verwirrung doch nicht so recht zu scheiden vermag von ihrem Hänslein. Der kann sie in seiner allmählich stark genug entwickelten Selbstgerechtigkeit vorläufig nicht heilen, aber schon der sympathische Anblick des in voller Ergebenheit zum Tode reitenden Zwingli erhellt ihre Seele, und ein lichter Strahl von Gesundheit und lindem Troste zieht hinüber in ihre gequälte Brust. Ihre Rettung ist in letzter Linie ein Geheimnis, ein leicht erlebtes und nie erklärtes Wunder, wie die Heilung des Orest. Auch sie bedeutet den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sieg des Lichtes über die Finsternis, und aus dem Ringen dieser Mächte ist ja die ganze Erzählung entstanden. — Wunderbar führen die Zeitereignisse den Hansli Gyr, den ursprünglichen Titelhelden. In ihm wirkt am stärksten der Geist Zwinglis, soweit er in sein schlichtes Verständnis Eingang finden konnte. Im guten und im bösen Sinne. Auch er hat von dem weitverbreiteten Geist der Selbstgefälligkeit sein Teil abbekommen. Sein ganzes Verhalten der armen Ursula gegenüber, vom ersten Loswinden aus ihren Armen bis zu der schnöden Absicht, ihr im dunklen Ketzerturm seinen Ring vom Finger zu ziehen, sein ganzes tugendreiches Feldküstertum sind ja aus jenem Geiste geflossen. Der Feldzug am schönen Comersee bringt den gestrengen Rottmeister in die gute Kur bei der langen Freska von Bergamo und führt ihn zur Ursula zurück. Den Rest muß die Schlacht bei Kappel tun, die hier im fünften Abschnitt wie ein letzter Akt die Tragödie Zwinglis beschließt. — Natürlich ist es ein Sieg, den der sterbende Held durch seinen Opfertod erringt und den sein brechendes Auge hoch in den Wolken als Vision erblickt. Und nicht nur hier hat der Dichter von seiner Auffassung des Unglückstages Zeugnis abgelegt. Als er im Jahre 1876, also nicht lange vor der Vollendung der Ursula, ein Festspiel schrieb für die Becherweihe der zürcherischen Zunftgesellschaft zur Schmieden, da hatte er den alten Zunftmeister Schweizer, den bei Kappel gefallenen Bannerherrn, der mit Schwert und Banner auf dem Deckel des Bechers stand, zu verherrlichen. Nachdem vorher die verlorene Schlacht bei Marignan, zu der ja auch Hansli als sechzehnjähriger Bub gelaufen war, als schmählicher Lohn unglückseliger Verirrung hingestellt ist, weiht Gottfried Keller der gleichfalls verlorenen Schlacht bei Kappel Verse, die jeden Kommentar zu Zwinglis Vision ersparen:

Im bittersten und schwersten Streit
Für des Gewissens Einigkeit,
Unangeseh'n den Feind, zu fallen,
Das ist das höchste Los von allen;
Da wallt das Herz in lichter Ruh'
Der Freiheit ew'ger Heimat zu!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sieg des Li Ringen
dieser Mäd den. —
Wunderbar yr, den
ursprünglic sten der
Geist Zwing nis Ein-
gang finden e. Auch
er hat von fälligkeit
sein Teil a r armen
Ursula gege Armen
bis zu der urm sei-
nen Ring v dreiches
Feldküstert . Der
Feldzug an en Rott-
meister in d Bergamo
und führt i Schlacht
bei Kappel in letzter
Akt die T ch ist es
ein Sieg, d ertod er-
ringt und i olken als
Vision erbl von sei-
ner Auffas gt. Als
er im Jah dung der
Ursula, ein zürcheri-
schen Zunf den alten
Zunftmeist Banner-
herrn, der eckel des
Bechers st die ver-
lorene Sch ansli als
sechzehnjäh her Lohn
unglückseli Gottfried
Keller der el Verse,
die jeden en:

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN® Gray Scale
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
R G B W G K C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Druckerei
Berlin-Wilmersdorfer Zeitung
Uhlandstraße 102.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf